

Lesen & Hören

SCHWUL

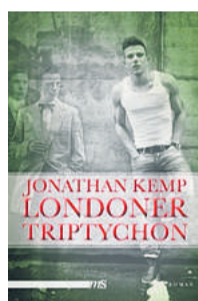
VON ELMAR KRAUSHAAR



Schicksalsgenossen

„Der Kreis“ war die weltweit einzige Schwulenzeitschrift während und in den ersten Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Von 1943 bis 1967 erschien sie monatlich in Zürich in deutscher und französischer, später auch in englischer Sprache. Sie sollte die „Schicksalsgenossen“ europaweit miteinander verbinden, so die Idee des Begründers der Zeitschrift, des Schweizer Schauspielers Karl Meier, von allen nur Rolf genannt. In dem jetzt von der Edition Salzgeber respektvoll edierten Reprintband wird eine Auswahl von Texten präsentiert, die Auskunft geben über die Träume und Realitäten homosexueller Männer in den Zeiten ihrer größten Verfolgung: mit Nachrichten, die sonst nirgendwo erschienen, Gedichten und Kurzgeschichten, Berichten aus den USA und der Sowjetunion, aus Deutschland und Frankreich. Dazugestellt sind Aktfotos, die so nie im „Kreis“ erscheinen durften, sondern nur kaschiert an den zensierten Stellen oder gleich ganz halbiert, Männer ohne Unterleib. Die Sammlung ist nicht nur eine nostalgische Zeitreise, sondern gibt authentisch Auskunft über den Kampf für Gleichstellung und soziale Anerkennung.

Kurt v. Hammerstein und Björn Koll (Hrsg.): Der Kreis – Eine Sammlung Edition Salzgeber, Berlin 2014. 378 S., 59,90 Euro.



Drei Leben auf dem Strich

Eine Zeitreise der besonderen Art: Zwei Stricher und ein Freier geben in ihren lose miteinander verknüpften Lebensgeschichten Auskunft über schwule Lebenswelten in drei Epochen britischer Geschichte, zu Zeiten Oscar Wildes, in den frühen Fünfzigerjahren in der Provinz und in London Ende der Achtziger. Alle drei Protagonisten haben gute biografische Gründe, sich vor allem im Milieu der Sexarbeiter zu bewegen, alle drei versuchen, sich mit ihren Wünschen nach Liebe und menschlicher Nähe daraus zu entfernen – und scheitern. Dem Autor gelingt es, in den drei Episoden individuelle Lebensgeschichten zu gestalten, ohne die Einblicke in die jeweiligen Gesellschaften Londons aus dem Auge zu verlieren: den Zusammenprall des britischen Hochadels mit den käuflichen Jungs aus dem Slums der Vorstädte, den verlogenen Mief der Jahre, als Homosexualität noch verboten war, den Aufbruch einer „Gay Generation“ in der Nach-Pop-Ära. Jonathan Kemp wurde 2011 für diesen Roman vom Londoner Author's Club mit dem First Novel Award ausgezeichnet.

Jonathan Kemp: Londoner Triptychon Männer-schwarm, Hamburg 2014. 230 S., 19 Euro.



Migration ins Selbstbewusstsein

Wie lebt es sich als lesbische Frau oder schwuler Mann im liberalen Deutschland, wenn man sich verstecken muss vor der eigenen Familie, aus einem gänzlich anderen Kulturkreis stammt oder einer Religion angehört, die nichts wissen will von dem anderen Lebensentwurf? Die Sozialwissenschaftlerin Constance Ohms hat zwölf Frauen und Männer befragt, Menschen mit kurdischem und iranischem, israelischem und ungarischem, burundischem und russischem Migrationshintergrund. So sehr alle es genießen, hierzulande die Möglichkeiten einer eingetragenen Partnerschaft, Netzwerke und Freizeitgestaltung nach ihren Wünschen zu nutzen, so berichten fast alle davon, dass die Grenze all dieser Freiheiten vor ihren Familien erreicht ist. Der Schoß der Familie ist keiner mehr, sondern zwingt zu den altbekannten Lügen, Verstellungen und Verleugnungen. „Freiheit bedeutet, nicht nur so leben zu können, wie sie es möchten, sondern auch in ihrer Ganzheitlichkeit von ihrer Familie und anderen Menschen angenommen zu sein.“

Constance Ohms: Spagat ins Glück Querverlag, Berlin 2014. 186 S., 14,50 Euro.



Ein Nachtfalter schlüpft aus und verbrennt im Feuer: So malt die Autorin Lisa Kränzler ein Leben.

Brandspuren

Die Verfinsterung einer jungen Frau:
Lisa Kränzlers Roman
„Lichtfang“

VON SABINE PETERS

Eine Geschichte über das Erwachsenwerden mit katastrophalem Ende: Die schöne Lilith und der schielende Rufus verlieben sich ineinander; beide stehen kurz vor dem Abitur. Er ist ein Realist, will Astrophysik studieren. Sie ist eine künstlerisch begabte, fantastische Natur, auf der Suche nach Exzessen aller Art. Die Neunzehnjährige bricht die Schule ab, um zu malen; gelegentlich schreibt sie auch auf der alten elektrischen Schreibmaschine ihres Großvaters. „Nur was mich versengt, soll Sätze hinterlassen. Auf dass die Lettern aufblammen wie Streichhölzer und mein Text eine Brandspur sei.“

Dieses Pathos ist charakteristisch für die Heldin in Lisa Kränzlers neuem Roman – ob es um kreative Größenfantasien oder um Minderwertigkeitsgefühle geht, es gibt nur alles oder nichts. Lilith isst zu wenig, dafür trinkt, kokst und kotzt sie häufiger, und es fällt ihr schwer, Wahrnehmung und Tatsachen, Traum und Realität auseinanderzuhalten. Einer von Liliths Texten schildert, wie sie an den Rand des Wahns gerät: Ihre Malerei scheint sie eben noch zu erfüllen – aber dann findet sie, die Papierrollen in ihrem Atelier sähen wie verpuppte Raupen aus. Sie glaubt, dass ein Falter aus einer der Rollen entschlüpft; er wird sie aussaugen. Ihre Haut juckt und kratzt, also ritzt sie sich den Arm, um sicher zu sein, bloß zu träumen – aber es gibt kein Aufwachen, sie hat sich tatsächlich eine Schnittwunde zugefügt.

Ein Ausdruck wie „Borderline“ fällt nicht in Kränzlers Roman, doch Liliths Verstörung reicht weit über die von anderen Jugendlichen hinaus. Das schöpferische und das zerstörerische Potenzial der Heldin fließen ineinander, „was ich tagsüber kreiere, wird nachts zur Kreatur.“ Lilith wird unerreichbar für fremde Hilfe. Neben den leider sehr klischeehaft skizzierten, vorhersehbar ignoranten Eltern und Lehrern gibt es immerhin eine freundliche Putzfrau und einen besorgten Tankwart. Aber diese beiden sind Randfiguren, und nicht einmal Rufus kann Lilith retten. Auf den letzten zehn Seiten des Romans kämpft Lilith mit ihrem Falter auf Leben und Tod; sie wird ihn in einem großen Feuer im Garten verbrennen. Ihn? Sie ist es, die an den Folgen schwerster Verbrennungen stirbt. Zwanzig Jahre später besucht Rufus ihr Grab; später findet er einen Falter. Es handelt sich um das „schwarze L“, arctonix l-nigrum, einen Nachtfalter.

„Lichtfang“, das dritte Buch der 1983 geborenen Autorin, erzählt von Finsternissen in vielerlei Form, von einem Nachtgeschöpf, von einer zunehmend (selbst-)destruktiven Exis-

tenz. Schon in den beiden vorausgegangenen Büchern ging es um kindliche oder pubertierende Heldinnen, die eben nicht mit fliegenden Fahnen „hinaus ins Leben“ zogen; sie standen wie Lilith unter einem Druck, der sie implodieren ließ.

Auch bei dem neuen Buch wünscht man sich oft, die Autorin würde mehr Distanz zu ihrer Figur halten. Nicht nur, dass Lilith in der Schule Zettelchen mit Rufus tauscht, die ziemlich altklug und kokett wirken. Nicht nur, dass ihre auf Großvaters Schreibmaschine verfassten Notizen reichlich überkandidelt sind – beides könnte man als Rollenprosa durchgehen lassen. Aber Liliths Absicht, einen Text als „Brandspur“ zu verfassen, ist wohl programmatisch für den Roman insgesamt. Die Sprache soll offenbar ständig lodern – doch was herauskommt, sind manchmal nur angestrenzte Manierismen. So kann es nicht einfach regnen: „Ein Bataillon fetter Putten packt die Stummelschwänzchen aus und zielt auf das Vordach der Tankstelle.“ Da fragt man sich, ob es nicht eine Nummer kleiner geht. Und man ist erleichtert, wenn gelegentlich Spuren einer leisen Ironie auftauchen, oder wenn der Ton burschikos, schnoddrig wird. Dann wieder findet Lisa Kränzler hochfliegende, stimmige Bilder, von denen ein düsteres Leuchten ausgeht, die berühren. Zudem hat sie ein Gespür für Rhythmen und verschiedene Tempi. Der Roman ist präzise und geradezu lustvoll montiert.

Zurück zu der verstörten, ziemlich selbstgenügsamen Lilith. Worin gründet ihr Seelendrama? Es ist nicht „die Welt“, nicht „die Gesellschaft“, an der die Heldin leidet. Die besorgten Eltern zitieren einen Arzt, der Suchtkrankheiten als mögliche Folge eines sexuellen Missbrauchs beschreibt – in Kränzlers Roman geht es vor allem um die Symptome, nicht um die Ursachen einer Verzweiflung, die zum Tod führt. Der Roman will nicht erklären, er will zeigen. Dieser Gestus des Zeigens gelingt: Man sieht eine scharf gezeichnete, exaltierte, gefährdete Existenz. Ein flatterhaftes Wesen, das zumindest phasenweise einen Sinn in der Malerei, in Kunst sucht und das von der Autorin – man möchte sagen, leider – in einen tragischen Tod geschickt wird.

Bei allem, was in der Person der Heldin und im Roman selbst unausgegoren sein mag: Manchmal ist es das Ungeglättete, Rohe, das eine Lektüre aufregend in mehrfacher Hinsicht macht. So ist es hier.

Lisa Kränzler: Lichtfang Suhrkamp, Berlin 2014. 175 Seiten, 16,95 Euro.

Fernsehen hilft auch nicht

Julian Barnes erzählt in „Lebensstufen“ von der Einsamkeit nach dem Verlust seiner Frau

VON JÖRG HUNKE

Irgendwann wird für Julian Barnes auch der eigene Tod eine Option. Ein scharfes japanisches Tranchiermesser, ein heißes Bad, dazu ein Glas Rotwein und dann Abschiednehmen, damit das Leid ein Ende hat. So stellt sich der britische Schriftsteller das Sterben vor, weil er mit dem Tod seiner Frau nicht fertig wird. Dass sie weg ist, einfach nicht mehr da, das raubt ihm die Lebenslust. Mit dem plötzlichen Krebstod nach 29 Ehejahren hatte er nicht gerechnet, darauf war er nicht vorbereitet.

Julian Barnes, preisgekrönter britischer Autor, der mit seinem Meisterwerk „Vom Ende einer Geschichte“ vor Jahren ein großes Publikum erreichte, erzählt in seinem neuen Werk „Lebensstufen“ vor allem von sich und der Zeit der Einsamkeit nach dem Tod seiner Frau.

Das dünne Büchlein beginnt Barnes aber mit zwei Geschichten, die mit seinem Seelenleben wenig zu tun haben, es geht es um eine Ballonfahrt, um den ersten Menschen, dem eine

Fotoaufnahme aus großer Höhe gelingt und später um die traurige Liebe des Soldaten Fred Burnaby zu der Schauspielerin Sarah Bernhard.

Die beiden Erzählungen kann man jedoch getrost vernachlässigen, was sie mit dem wichtigen Thema des Buchs verbindet, sind bemühte Metaphern zu Höhen und Tiefen, nur die Einleitungssätze halten die Kapitel zusammen. Sie beginnen ähnlich, es geht darum, zwei Dinge oder Menschen zusammenzubringen, die vorher nicht zusammengebracht wurden. Was daraus entsteht, kann die Welt verändern. Oder auch nicht.

Das ist nicht wirklich überraschend, die Geschichten sind es auch nicht. Dann kommt das große Ganze, Leben und Tod, Leid und Nichtmehrweiterwissen. Barnes lässt nichts aus – weder Gott, noch Glauben, weder Trauer noch Einsamkeit. Er erzählt, wie er immer mehr vereinsamt, wie er in seiner Hilflosigkeit langweilige Fußballspiele im Fernsehen schaut. Und den Suizid nur deshalb lässt, weil mit seinem Tod auch die Erinnerung an seine Frau verschwinden würde.

Der Witwer Barnes findet einen ruhigen Ton, um sein Leben zu beschreiben. Bei der Trauerfeier, als der Sarg ins Grab gelassen wird, erzählt er, was da passiert, sogar mit leichter Ironie. „Das sieht sehr tief aus und fühlt sich sehr weit an, knapp zwei Meter.“

Und doch bleibt der Leser am Ende ratlos, denn Julian Barnes verheimlicht uns, warum er so überhaupt nicht auf den Tod seiner Frau vorbereitet war. Der Mann ist Schriftsteller von Beruf, gute Literatur kommt selten ohne Todesfälle aus. Barnes ist auch schon 69 Jahre alt, der Mann war fast 30 Jahre verheiratet, er wird geliebte Menschen aus der Familie und aus dem Freundeskreis verloren haben, doch das waren offensichtlich keine Warnungen für ihn. Man kann sich das nicht so recht vorstellen. Oder war die Ehe etwa so einzigartig, dass sie mit nichts vergleichbar wäre? Leider bleibt auch diese Frage unbeantwortet.

Julian Barnes: Lebensstufen. Aus dem Englischen von Gertraude Krüger. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2015, 144 Seiten, 16,99 Euro.

FILMMUSIK

VON THOMAS KLEIN

Den Dinosaurier jagen

Es hätte einem eine Warnung sein können: Als das SF-Epos „Jupiter Ascending“ der Wachowski-Geschwister vom lukrativen Sommer in das Blockbuster-Endlager am Jahresanfang verlegt wurde, war eigentlich klar, dass der Film wohl eher murksig ausgefallen ist. Und tatsächlich: Vernichtende Kritiken und ein bei einem Budget von knapp 180 Millionen Dollar karges Einspielergebnis von 95 Millionen suggerieren einen bitteren Flop. Filmmusik-Enthusiasten kümmert das nicht. Es gilt schließlich der Erfahrungswert, dass die schlimmsten Filme oft die besten Arbeiten abbekommen. Und tatsächlich: Zumindest musikalisch ist „Jupiter Ascending“ ganz großes Kino geworden. Komponist Michael Giacchino hat viel Talent und eigene Ideen, aber das ging auch nicht immer gut: Gelungene Scores wie Pixars „Oben“, „Let Me In“, „Super 8“ oder „Star Trek“ stehen etwas kramige, seltsam unentschlossene Arbeiten wie „Star Trek Into Darkness“ oder zuletzt „Planet der Affen – Revolution“ gegenüber. Doch „Jupiter Ascending“, in den Abbey Road Studios eingespielt, ist aus einem Guss, ein üppiger, aber nie überladener Score. Der 47-jährige Giacchino zieht bei der als Doppel-CD veröffentlichten Musik alle Register, es gibt große Streicher-Passagen und Bläser-Sätze, hinreißende Verfolgungsjagden („Flying Dinosaur Fight“) und, vorneweg, vier kurze Suiten, in denen der Komponist sehr schön seine musikalischen Ansätze zusammenfasst. Wer den

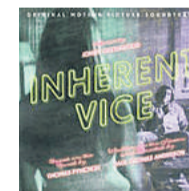
Klang des Hollywood-Unterhaltungskinos der Siebziger und Achtziger mag, wird hier bestens bedient.



Michael Giacchino: Jupiter Ascending (2 CDs, Sony Classical)

Aus Hollywoods goldenen Tagen

Am bekanntesten ist Jonny Greenwood als Mitglied von Radiohead, doch inzwischen ist er auch als Filmmusiker eine feste Größe. Für Produktionen wie „The Proposition“ oder „There Will Be Blood“ hat er beachtliche, anspruchsvolle, aber nicht immer jenseits des Kinos gut hörbare Scores geschrieben: Greenwood gilt als Vorreiter eher sperriger, dissonanter Klänge, das kommt den Filmen zugute, macht auf Platte aber doch eher depressiv. Insofern ist sein Score zu Paul Thomas Andersons „Inherent Vice“ eine echte Überraschung. Da begrüßen einen schon zu Beginn mit dem Titel- und Schlüssel-Thema „Shasta“ warme Holzbläser und ein seltsam altmodisches Klangbild. Die Komposition betont bei der im kalifornischen Hippie-Milieu des Jahres 1970 angesiedelten Geschichte die Film-Noir-Dimension, über weite Strecken klingt „Inherent Vice“ wie ein melancholischer Krimi aus Hollywoods goldenen Tagen. Nicht, dass Greenwood nicht mit diesem Stil spielen würde: Was teils wie ein Stück von Bernard Herrmann beginnt, wandelt der Komponist mit minimalistischen Klangstrukturen zu einer doch sehr modernen Arbeit. Ergänzt wird seine Instrumental-Komposition im Film und auf Platte durch verschiedene Songs. Neil Youngs launisches „Journey Through the Past“ oder Minnie Ripertonns „Les Fleur“ sind keine großen Entdeckungen, aber der gut abgehangene J-Pop-Schlager „Sukijaki“ von Kyu Sakamoto und Chuck Jacksons melancholisches Lied über endende Liebe, „Any Day Now“, feine Ergänzungen.



Jonny Greenwood u.a.: Inherent Vice (Warner)

Was traurige Trompeten sagen

Viel wurde gemeckert über das alte Studio-System, besonders von den Autorenfilmen, die das als seenlose Industriefertigung sahen. Doch auch da gab es echte Glanzlichter – und dass damals viele Filmschaffende unter Vertrag, aber eben auch in Lohn und Brot gehalten wurden, macht viele Kino-Leute heute doch reichlich neidisch. Der Komponist Dimitri Tiomkin (1894–1979) war so ein Vertragsarbeiter. Geboren in der Ukraine, war er nach einem Musik-Studium in Russland und in Berlin ursprünglicher Pianist und schlug sich neben ernsthafter Arbeit auch mit der Begleitung von Stummfilmen durch. 1925 siedelte er in die USA über, der Börsen-Crash 1929 drängte ihn zur einzigen Boom-Branche der Zeit, dem Kino. Obwohl er dort bald Aufträge bekam, wollte Tiomkin trotzdem als Konzert-Pianist arbeiten; erst nach einem Armbruch 1937 gab er das auf und konzentrierte sich auf Filmmusiken. Da gelangen ihm viele schöne Arbeiten, doch es sind seine Western-Musiken, für die Tiomkin bis heute gefeiert wird – „High Noon“, „Duel in the Sun“, „The Alamo“ und „Gunfight at O.K. Corral“. Jetzt ist ein weiterer Score aus diesem Bereich neu veröffentlicht: Für Howard Hawks' „Rio Bravo“ (1959) hat er eine wunderbare, oft auch schwermütige Musik geschrieben, besonders das Haupt-Thema „De Guelia“ mit trauriger Trompete ist ein großer Wurf. Die Neuveröffentlichung enthält allerlei musikalischen Bonus, Alternativ-Fassungen und auch Dean Martins „My Rifle, My Pony and Me“. Gut geschossen!



Dimitri Tiomkin: Rio Bravo (2 CDs, Intrada Records)